

Auf den Spuren des Landboten



**Klaus Nissen, Bruno Rieb, Anton J. Seib
Corinna Willführ, Ursula Wöll**

Inhaltsverzeichnis

Einleitung.....	3
Kampfansage an die Obrigkeit.....	4
Rektor Weidig kämpft für die Armen.....	11
Büchner, poetischer Revolutionär.....	15
Weidig strafversetzt.....	22
Verrat, Gefängnis, Folter, Tod.....	27
Merkwürdiges am Landboten.....	31
Flucht vor der Armut.....	34
Robert Blum in der Wetterau.....	40
In die Freiheit gesägt.....	46
Fürstliche Macht heute.....	51
Die Autorinnen und Autoren.....	55

Einleitung

„Kampfblatt als Vorbild“ urteilte der Hessische Rundfunk, als sich im Sommer 2014 Redakteure der Internetzeitung „Wetterauer Landbote“ auf die Spuren des Hessischen Landboten begaben. Mit der Flugschrift wollten Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig 180 Jahre zuvor die Landbevölkerung in Hessen wachrütteln. „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ war das Blatt überschrieben. Büchner hatte die Flugschrift entworfen, Weidig hatte sie überarbeitet. Die Obrigkeit reagierte erbarmungslos mit Verhaftungen und Folter. Weidig starb im Gefängnis, angeblich durch Freitod, tatsächlich aber zumindest durch unterlassene Hilfeleistung. Büchner floh ins Exil.

Die Redakteure des Wetterauer Landboten wollen eine Internetzeitung für das Rhein-Main-Gebiet gründen. Das soziale Engagement und die Freiheitsliebe der Verfasser des Hessischen Landboten sind ihnen dabei Vorbild. Georg Büchner hatte das Manuskript der Flugschrift 1834 von Butzbach zum Druck nach Offenbach gebracht. In einer symbolischen Aktion holten die Redakteure den Landboten zurück in die Wetterau. Dabei wurden in Offenbach, Friedberg und Butzbach Führungen auf den Spuren der demokratischen Revolutionäre angeboten.

Dieses Büchlein versammelt die Artikel, die im Wetterauer Landboten zu Georg Büchner und Friedrich Ludwig Weidig, zu ihren Kampfgefährten, zu ihrer Zeit und zu ihren Nachwirkungen erschienen sind. Der Erlös aus dem Verkauf dieses Büchleins kommt dem Auf- und Ausbau der Internetzeitung in der Tradition des Hessischen Landboten zu Gute.

Kampfansage an die Obrigkeit

Von Anton J. Seib

„Friede den Hütten Krieg den Palästen“ prangt in weißer Schrift auf der Rückseite der schwarzen T-Shirts. Damit wirbt die Hardcore-Punk-Band COR für sich. Der Online-Shop für Anarchie und Widerstand vertreibt Aufkleber aus selbstklebendem Haftpapier, 10 Stück für 0,90 Euro zzgl. Versand. Aufschrift: „Friede den Hütten! Krieg den Palästen“!

Die Zeiten haben sich geändert. Der Slogan hat überlebt. Es ist eine hochspannende Zeit. In Frankreich fegt die Juli-Revolution 1830 das verhasste Adelssystem weg. Das erstarkte Bürgertum übernimmt die Macht. In Europa gärt es, selbst im trägen Deutschland rumort es. Bürgerliche Kräfte begehren auf, fordern Meinungs- und Pressefreiheit, wollen sich nicht länger von den konservativen Kräften gängeln lassen. Dazu kommen die sozialen Missstände in dieser frühen Phase der Industrialisierung. Ganze Landstriche verarmen, es kommt zu Aufständen die blutig niedergeschlagen werden.

Oberhessen gehört zu den ärmsten Regionen des Großherzogtums Hessen. Die Menschen schufteten und hungern. Sie sind verzweifelt. Manch einer wandert aus, sucht sein Glück in Übersee. Eltern schicken ihre Töchter als Tanzmädchen nach Amerika. Oder sie verdingen sich als Landfahrer, die in Frankreich und England Fliegenwedel verkaufen. Die Not ist groß im Land.

Mitunter machen die Menschen ihrer Verzweiflung Luft. Etwa 1830: Im Hanauer Land bewaffnen sich Bauern und Tagelöhner, ziehen marodierend durchs Land, zerstören Steuerämter,

ziehen weiter Richtung Norden. Im Wetterau-Dorf Södel beendet eine Militär-Truppe aus Butzbach den Marsch. Beim „Blutbad von Södel“ sterben zwei Menschen.

Im April 1833 proben bürgerliche Kräfte, darunter Burschschafter,

Akademiker, Kaufleute, Handwerker die Revolution. Mit dem Sturm auf die Frankfurter Polizeiwachen wollten sie ein Signal zum Aufstand setzen. Zu den Initiatoren gehört ein gewisser Friedrich Ludwig Weidig (Bild) aus Butzbach. Weil er aber früh das Scheitern des Aufstands ahnt, versucht er die Aktion zu stoppen.



Vergeblich. Der Aufstand wird niedergeschlagen, viele Verschwörer fliehen ins Ausland, 39 werden zum Tod verurteilt.

Zwei Ereignisse, die die Widersprüche, die Zerrissenheit der Gesellschaft offenbaren. Und wie Menschen versuchen, sich dagegen zu wehren. Es gärt in Hessen. Und in dieser Zeit reist ein junger Mann nach Gießen. Er heißt Georg Büchner, ist gerade 20 Jahre alt geworden. Er kommt aus Straßburg, wo er als 18-Jähriger ein Medizinstudium begonnen und ihm der frische Wind der jungen Revolution um die Ohren geweht hatte. Er will in Gießen sein Studium fortsetzen. Dort wird er mit geistiger Engstirnigkeit und Schikanen der Obrigkeit konfrontiert – ein Schock für den angehenden Mediziner.

Über Kommilitonen lernt er Friedrich Ludwig Weidig kennen, der in der konspirativen oberhessischen Szene einer der führenden Köpfe ist und bereits einige kritische Flugschriften verfasst hat. Der Pfarrer, Lehrer und begeisterte Turner war bereits ins Visier der Polizei geraten. Er war einer der Vorbereiter des gescheiterten Wachensturms in Frankfurt und des Hambacher Festes, hatte den „Leuchter und Beleuchter für Hessen“ verfasst, machte mit politisch-kritischen Predigten auf sich aufmerksam. Aber er ist immer noch auf freiem Fuß. Zwei Männer, die unterschiedlicher nicht sein konnten. Hier der systemkritische, aber eher deutsch-national denkende Lehrer und Pfarrer, da der junge Student, dem die bürgerliche Opposition nicht radikal genug war und der früh ahnt, dass die sozialen Ungleichheiten die Wurzel des gesellschaftlichen Übels sind und auf den Widerstand der Massen setzt.

„Wahrscheinlich im März 1834 macht der frühere Gießener Theologiestudent August Becker den von ihm sehr verehrten Rektor Dr. Weidig mit dem mit ihm befreundeten jungen Medizinstudenten Georg Büchner (Bild) bekannt, vermutlich bei einem ersten konspirativen Treffen der Gießener, Marburger und Butzbacher Oppositionellen bei der Ruine Badenburger bei Lollar. Nach ausführlichen Diskussionen wird vorgeschlagen, dass der 21-jährige Büchner eine Flugschrift verfasst, die an die Gebildeten und die



hessischen Bauern und Handwerker gerichtet sein soll“, fasst der Historiker und Leiter des Butzbacher Museums, Dr. Dieter Wolf, das Geschehen zusammen.

Büchner macht sich an die Arbeit, entwirft eine scharfe Abrechnung mit „dem Staat“, der hier in Form des Großherzogtums Hessen den Menschen gegenübertritt und die eingeleitet wird mit der legendären Kampfansage „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“. Die in aller Deutlichkeit die Verschwendungssucht der Reichen und Mächtigen anprangert. Und in der er die arme Landbevölkerung zum Umsturz aufruft. Denn ohne die Massen, das weiß Büchner, lassen sich die Eigentumsverhältnisse nicht überwinden.

Als Weidig Anfang April 1834 Büchners Manuskript in Händen hält, redigiert er es radikal. Er überarbeitet vor allem den zweiten Teil, vermutlich aus taktischen Gründen. So ersetzt er den von Büchner bewusst gewählten Begriff „Reiche“ durch „Vornehme“. Vermutlich, um wohlhabende bürgerliche Oppositionelle nicht für die Revolution zu verlieren. Büchner ist aufgebracht, will sich gar vom Projekt distanzieren. Dass er dennoch klein beigt, hat pragmatische Gründe. Weidig ist in der konspirativen oberhessischen Szene bestens vernetzt – und er hat Kontakte zu Druckereien. Zudem sind die anderen Mitstreiter für Weidigs Änderungen. Wolf: „Die gelegentlich auftauchende Behauptung, Büchner und Weidig seien Freunde gewesen, ist wohl falsch: Hier treffen doch zwei Generationen mit unterschiedlichen Wertevorstellungen aufeinander – ein Zweckbündnis führt beide zusammen.“

Nackte Zahlen mit enormer Sprengkraft

„Im Großherzogtum Hessen sind 718,373 Einwohner, die geben an den Staat jährlich an 6,363,364 Gulden (es folgt eine exakte Aufstellung, der Verf.). Dies Geld ist der Blutzehnte, der von dem Leib des Volkes genommen wird. An 700,000 Menschen schwitzen, stöhnen und hungern dafür. Im Namen des Staates wird es erpreßt, die Presser berufen sich auf die Regierung und die Regierung sagt, das sei nötig die Ordnung im Staat zu erhalten. was ist denn nun das für gewaltiges Ding: der Staat? Wohnt eine Anzahl Menschen in einem Land und es sind Verordnungen oder Gesetze vorhanden, nach denen jeder sich richten muß, so sagt man, sie bilden einen Staat. Der Staat also sind Alle; die Ordner im Staat sind die Gesetze, durch welche das Wohl Aller gesichert wird, und die aus dem Wohl Aller hervor gehen sollen. – Seht nun, was man in dem Großherzogtum aus dem Staat gemacht hat; seht was es heißt: die Ordnung im Staate erhalten! 700,000 Menschen bezahlen dafür 6 Millionen, d.h. sie werden zu Ackergäulen und Pflugstieren gemacht, damit sie in Ordnung leben. In Ordnung leben heißt hungern und geschunden werden.“

So beginnt der Text. Haarklein rechnet der Autor vor, wie der arbeitenden Bevölkerung das Geld abgepresst wird, damit Wenige gut leben können. Das Leid der Menschen, so die Botschaft, ist nicht Gott gegeben, Ausfluss einer natürlichen Weltordnung. Nein, es ist empirisch belegbar, warum Menschen hungern, leiden, keine Chance auf ein besseres Leben haben. Das rechnet Büchner bis auf den letzten Gulden vor. Und er fordert die Menschen unmissverständlich auf, sich von diesen Ketten zu befreien. Das ist die enorme Sprengkraft des Hessischen Landboten. Die mühsamen Legitimationsversuche „der Obrigkeit“ werden ad absurdum geführt.

Trotz der heftigen Auseinandersetzung zwischen Büchner und Weidig erscheint der „Hessische Landbote“ schließlich doch. Er bestand aus acht bedruckten Seiten im Oktav-Format in einer Auflage, die Experten auf 1200 bis 1500 Exemplare beziffern. Doch kaum ist der Landbote gedruckt, fliegt die oberhessische Opposition auf. Ausgerechnet ein Freund Weidigs, Johann Konrad Kuhl, schwärzt die Verschwörer bei den großherzoglichen Behörden an. Sein „Lohn“ dafür: 4000 Gulden. Georg Büchner warnt seine Mitstreiter, nimmt dafür mehrere anstrengende nächtliche Fußmärsche nach Offenbach, Frankfurt und zurück auf sich, eher er nach Straßburg flüchtet. 1836 siedelt er nach Zürich über.

Weidig wird 1835 verhaftet, zunächst in Friedberg inhaftiert dann in das Arresthaus Darmstadt verlegt. Dort wird er verhört und gefoltert. Am 23. Februar 1837 stirbt er. Vermutlich durch eigene Hand. Vier Tage zuvor war Georg Büchner in Zürich gestorben.

Was hat der Hessische Landbote bewirkt? Unmittelbar sicher wenig. Wie viele Exemplare tatsächlich ihre Adressaten erreichten, ist nicht belegt. Immerhin waren die Schergen des Systems bereits während der Drucklegung auf den Spuren der oberhessischen Revolutionäre. Und der vermutlich von Weidig verfasste Vorbericht dürfte ängstliche Zeitgenossen eher dazu verleitet haben, die Zeitung sofort zu vernichten: „Dieses Blatt soll dem hessischen Lande die Wahrheit melden, aber wer die Wahrheit sagt, wird gehenkt, ja sogar der, welcher die Wahrheit liest, wird durch meineidige Richter vielleicht gestraft. Darum haben die, welchen dies Blatt zukommt, folgendes zu beobachten: Sie müssen das Blatt sorgfältig außerhalb ihres Hauses vor der Polizei verwahren; sie dürfen es nur an treue Freunde mitteilen; denen, welche sie nicht trauen, wie sich selbst, dürfen sie es

nur heimlich hinterlegen; würde das Blatt dennoch bei Einem gefunden, der es gelesen hat, so muß er gestehen, daß er es eben dem Kreisrat habe bringen wollen; wer das Blatt nicht gelesen hat, wenn man es bei ihm findet, der ist natürlich ohne Schuld.“

Aber der „Hessische Landbote“ wirkt nach. Als eines der wichtigsten Dokumente in der Geschichte sozialer Bewegungen in Deutschland. „Friede den Hütten! Krieg den Palästen!“ ist nicht nur ein literarisches Zitat. Diese sechs Worte prangten an Holzhütten im Mörfelder Wald während der Startbahnproteste. An der Westseite der Berliner Mauer. Auf Plakaten an besetzten Häusern. Auf LP-Covern. Sie sind zum Synonym geworden für die Ungerechtigkeit unserer kapitalistisch verfassten Gesellschaft.

Rektor Weidig kämpft für die Armen

Von Klaus Nissen

Von dem mutigen Butzbacher Friedrich Ludwig Weidig (1791-1837) gibt es vor Ort noch viele Spuren. Der Theologe und Schulleiter wollte schon vor 200 Jahren den gesellschaftlichen Reichtum gerechter verteilen.

Im Hüttenberger Land zwischen Gießen, Wetzlar und Butzbach lebte einst eine Keimzelle der SPD. Aus einer dortigen Beamtenfamilie stammen Wilhelm und Karl Liebknecht, die zu den Mitbegründern der deutschen Sozialdemokratie gehörten. Auch ihr Großonkel Friedrich Ludwig Weidig stammt mütterlicherseits von den Liebknechts ab.

Schon als
Zwölfjähriger zog
Weidig mit seiner
Familie nach
Butzbach und
besuchte da die
Lateinschule. (Das
Foto zeigt das
Weidig-Haus in
Butzbach)
Konfirmiert wurde
der Sohn eines



Oberförsters in der Markusgemeinde. In Gießen studierte der talentierte junge Mann Pädagogik und Theologie, schrieb seine Doktorarbeit.

Als 21-Jähriger kehrte Weidig nach Butzbach zurück, wurde

gleich Konrektor der Lateinschule und war ab 1824 ihr Rektor. Er war ein beliebter Lehrer, und seine Schüler schnitten meistens besser ab als andere, heißt es in den alten Quellen. Erdkunde, Mathematik, Physik und Botanik unterrichtete Weidig. 1814 gründete der Pädagoge den ersten Sportplatz auf dem Butzbacher Schrenzer – seitdem gilt er als „hessischer Turnvater Jahn“.

Sport war politisch

Auch Sport war damals politisch. Jede eigenständige Aktivität ihrer Untertanen war der Regierung des in Darmstadt sitzenden Landgrafen verdächtig.

Der erste Turnplatz in ganz Hessen entstand um 1814 auf diesem Gelände am Schrenzer in Butzbach. Ein Gedenkstein (Foto) weist auf den Initiator Friedrich Ludwig Weidig hin.



Erst recht missfiel den Oberen, dass ihr Beamter Friedrich Ludwig Weidig Kontakt mit demokratisch gesinnten Gießener Studenten pflegte. Zum Beispiel mit Georg Büchner, der unverblümt die Verteilungsfrage stellte und mehr Rechte und Geld für die arme Bevölkerung forderte. Auch Lehrer Weidig wollte die Lage der Bauern und Arbeiter verbessern – allerdings strebte der gläubige Christ in Reden und Schriften öffentlich eher ein

moralisch vorbildliches „Volkskaisertum“ an, eine Regierung durch vornehme Menschen, die Schmarotzertum ablehnen. Ab 1818 ließ die Darmstädter Regierung den Schulleiter deshalb beobachten. In späteren Jahren überzogen sie ihn mit mehreren Ermittlungsverfahren. Man verdächtigte ihn, er verleite die Jugend gezielt zum Revoluzzertum – doch das war Weidig nicht nachzuweisen. Einmal wurde der Rektor in einem Butzbacher Haus festgesetzt, bis die polizeiliche Untersuchung beendet war.

Im April 1833 stürmten revolutionär gesinnte Frankfurter die dortige Hauptwache. Doch das dilettantisch vorbereitete Unternehmen scheiterte. Angeblich sollte Weidig auch für Butzbach so einen Umsturzversuch organisieren, so der Historiker Arthur Wyß. Doch Weidig habe sich geweigert. Er glaubte genau wie Georg Büchner: Zunächst müsse man die Bevölkerung darüber aufklären, wie habgierig und verkommen ihre Obrigkeit sei. Georg Büchner schrieb ein Manifest – den Hessischen Landboten. Rektor Weidig ergänzte ihn mit Bibelzitat und organisierte den Druck der Flugschrift in Offenbach.

Doch das Unternehmen scheiterte. Die Bauern wollten keine Revolution, und die Regierung beschloss im Sommer 1833, den dubiosen Schulleiter Weidig als Pfarrer ins abgelegene Vogelsbergdorf Ober-Gleen abzuschieben.

Tod im Foltergefängnis

Schon bald nach Georg Weidigs spektakulärem Tod in einem Darmstädter Foltergefängnis anno 1837 setzten sich daheim in Butzbach zwar nicht die Revolutionäre – aber die Weidig-Verehrer durch. Bereits 1845 wagte es Weidigs Mitstreiter Wilhelm Braubach, im Gasthaus „Zum Löwen“ einen Trinkspruch

auf den Pfarrer auszusprechen. Drei Jahre später erschien in Butzbach der „Freie Stadt- und Landbote“ – eine der ersten nicht-amtlichen Zeitungen in Hessen. Daraus wurde die heutige Butzbacher Zeitung. Sie sitzt noch immer an der Langgasse 20. In diesem Haus wohnte Friedrich Ludwig Weidig seit seiner Heirat mit Amalie Hofmann anno 1827. 1926 benannte man die einst von Weidig geleitete Schule in „Weidig-Gymnasium“ um. Wenig später vereinnahmten die Nazis den berühmten Mann und veranstalteten fortan jährlich ein Weidig-Turnfest auf dem Platz am Schrenzer. Auch die Sporthalle in Weidigs Geburtsort Ober-Kleen im Hüttenberger Land ist nach dem charismatischen Lehrer und Pfarrer benannt. Wer noch mehr über ihn wissen will: Im Butzbacher Museum pflegt der Historiker Dieter Wolf außerdem ein umfangreiches Weidig-Archiv.

Büchner, poetischer Revolutionär

Von Corinna Willführ

Der jährlich höchst dotierte Literaturpreis der Republik – verliehen von der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung in Darmstadt – trägt seinen Namen. Im Unterricht an Gymnasien gehören seine dichterischen Werke zur Pflichtlektüre. Auf den Bühnen der Republik reizen seine Stücke wie „Dantons Tod“ oder der „Woyzeck“ Regisseure immer wieder zu Neuinszenierungen – gerade auf der Schaubühne in Berlin zu sehen: „Leonce und Lena“. Die von ihm verfasste Flugschrift, der „Hessische Landbote“ aus dem Jahr 1834 „Friede den Hütten/Krieg den Palästen“ ist bis heute ein Protestmanifest – das bedeutendste zwischen den Bauernkriegen und den Schriften von Karl Marx – wenn es um den Kampf gegen soziale Ungerechtigkeit geht. Dabei wurde der Mann, dessen Ideen immer noch Bestand haben, gerade einmal 23 Jahre alt. Er hieß Georg Büchner, war Naturwissenschaftler, Mediziner, Dichter und Revolutionär.

Georg Büchner wird am 17. Oktober 1813 in der Weidstraße 9 in Goddelau – heute ein Ortsteil der Gemeinde Riedstadt bei Darmstadt – als erstes Kind in den bürgerlichen Haushalt des Medizinalrates Karl Ernst Büchner und seiner Gattin Caroline geboren. Der Vater ein loyaler Napoleon-Anhänger, die Mutter eine „herzensgute Frau“ und eine Liebhaberin der Literatur der Befreiungskriege. Das Wappentier der Büchner: ein Pelikan. Der Vogel, der nach der Überlieferung seine Nachkommenschaft mit seinem eigenen Blut nährt. Wie sein Vater, wie der

Großvater und viele Altvorderen mehr hätte Georg Büchner die besten Voraussetzungen gehabt, ein anerkannter Mediziner zu werden.

Ein eifriger Schüler war der Bub aus Goddelau bereits im Alter von acht Jahren in der damals neu gegründeten „Privat-Erziehungs- und Unterrichtsanstalt“ des Theologen Carl Weitershausen in der Residenzstadt Darmstadt, in die die Familie Büchner 1816 umgezogen war. Von morgens um sieben bis nachmittags um vier Uhr wurde Georg Büchner neben Lesen und Rechnen bereits in Französisch, Latein, in Geographie und Musik unterrichtet. Oberste Erziehungsmaxime der Erziehungsanstalt: Gehorsam, Pünktlichkeit und Ordnung. Büchner war zwölf Jahre alt als er an das „Pädagog“ wechselte. Ein Gymnasium, an dem der Unterricht in Latein und Griechisch 40 Prozent der Schulstunden ausmachte. Und an dem der Schüler Büchner „eine teutsche Rede“ zum „(Selbst-)Mord des Kato von Utika“ hielt. „Aus dem Vorwurf der Nichtanpassung Catos an die „Umstände“ machte er ein Lob des Widerstands“, schreibt Jan-Christoph Hauschild in seinem Beitrag „Gewisse Aussichten auf ein stürmisches Leben“ im Katalog zur Büchner-Ausstellung auf der Mathildenhöhe in Darmstadt 1987.



Büchner, poetischer Revolutionär

„Das Lob des Widerstands“ wird zum zentralen Lebensmotiv des jungen, eher schmalen Mannes mit dem skeptischen Blick, den vereinnahmenden Locken und dem oft zuckenden Mundspiel. Denn das unstete Leben Büchners beginnt bereits als Jugendlicher: im „Primarzirkel“ am „Pädagog“. Die Schülergruppe tritt für die Ideen der in Frankreich gegründeten Gesellschaft für Menschenrechte ein. Ein Einsatz, der dazu führt, dass nur Jahre später gegen sieben von ihnen wegen „Hochverraths“ ermittelt wird.

Büchner ist zu dieser Zeit – im November 1831 im Elsass. An der Straßburger Académie beginnt er sein Medizinstudium. Mit Kommilitonen wandert er durch die Vogesen, nimmt an den Versammlungen der Studentenverbindung „Eugenia“ teil – und fällt dort als „feurig und so streng gesinnter deutscher Patriot“

auf, der energisch für seine radikalen Ansichten eintritt. Die Rückkehr in seine Heimat Deutschland fällt dem 20-Jährigen schwer, doch ist er fest entschlossen, an der Universität in Gießen seinen Dokortitel in Medizin zu machen. Sein Spezialfach: vergleichende Anatomie. An der Lahnstadt sucht die Polizei zu dieser Zeit weiter nach Beteiligten am Frankfurter Wachensturm.

Ein Aufstand, von dem der Student Büchner wusste, an dem er anders als einige seiner Darmstädter Freunde aber nicht beteiligt war. Freunde, um die Georg Büchner in steter Sorge ist, sind sie doch Teils auf der Flucht oder schlimmer: inhaftiert. Noch im Sommer 1833 sieht der Darmstädter, wie er schreibt, „jede revolutionäre Bewegung als vergebliche Unternehmung an“. Seine Konsequenz: Er widmet sich intensiv seinem Studium. Doch sein revolutionärer Geist ruht nicht. Im April 34 schreibt er an seine Familie: „Ich schämte mich, ein Knecht mit Knechten zu sein, einem vermoderten Fürstengeschlecht und einem kriechenden Staatsdiener-Aristokratismus zu gefallen.“

Es ist die Zeit, in der Büchner den führenden Kopf der liberal-demokratischen Opposition in Oberhessen kennenlernt. Sein Name: Friedrich Ludwig Weidig, sein Beruf: Rektor in Butzbach. Ihr beider Anliegen ist es, die gesellschaftlichen Verhältnisse anzuprangern. Büchner verfasst 1834 die Flugschrift „Der Hessische Landbote“, die „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ fordert. Weidig überarbeitet sie – und nimmt ihr die Schärfe der radikalen Ansichten des Studenten aus Darmstadt. Gemäßigt oder radikal: Weidig wie Büchner müssen um ihr Leben fürchten.

Die Sorge um seinen Sohn mag es wohl gewesen sein, die Karl Ernst Büchner dazu veranlasst, Georg zurück nach Darmstadt zu holen. Doch während dieser seinem Vater bei der Arbeit am

Stadthospital zur Hand geht, kümmert er sich nachts, die Darmstädter Sektion der „Gesellschaft für Menschenrechte“ wieder zu aktivieren. Und er schreibt: In nur fünf Wochen entsteht „Dantons Tod“. In dem Drama thematisiert Büchner das Scheitern der Französischen Revolution, sieht in ihr ein von Anfang an sinnloses Unternehmen. Es ist Anfang 1835: Büchner soll sich in Friedberg vor dem Untersuchungsrichter einfinden. Das tut er nicht und wird fortan steckbrieflich gesucht. Seinen Häschern entkommt er durch seine Flucht nach Straßburg. In Frankreich übersetzt er für den deutschen Verlag Sauerländer Werke von Victor Hugo, arbeitet an seiner Erzählung „Lenz“ – und an seiner Dissertation. Knapp ein Jahr später stellt er seine „Abhandlung über das Nervensystem der Barbe“(eine Karpfenart, Anm. der Red.) der „Société du Muséum d’histoire naturelle“ vor. Sie findet großen Beifall. Und Büchner schreibt weiter, an „Leonce und Lena“, einer Komödie aus dem Reich des Königs Popo, einer Satire, in der er „die abgelebte moderne Gesellschaft“ der Lächerlichkeit preisgibt.

Büchner begeht noch seinen 23. Geburtstag in Straßburg, wo er sich als geduldeter Emigrant von der Politik ferngehalten hat, um jeden Ärger mit den Behörden zu vermeiden. Einen Tag später reist er nach Zürich ab, bezieht ein spärlich möbliertes Zimmer in der heutigen Spiegelgasse. Er enthält eine Aufenthaltsgenehmigung für sechs Monate. Ein Asylverfahren läuft, parallel sein Gesuch, als Privatdozent an der Philosophischen Fakultät lehren zu dürfen. Es ist nicht Philosophie, sondern ein Kurs über vergleichende Anatomie, für den Büchner die Lehr-erlaubnis erhält. Und wieder schreibt er parallel: am „Woyzeck“. Die Hauptfigur der sozialen Tragödie ist nicht fiktiv. Woyzeck war ein Bursche, den seine Armut „rettungslos ausliefert, und es ist die bis zum Extrem gesteigerte entfremdete Arbeit, die ihn erdrückt“ – und in einem „System der Ausbeutung,

Unterdrückung und Entfremdung“ (Hessischer Landbote) zum Mörder werden lässt.

Doch Büchner verlassen die Kräfte. Anfang 1837 erkrankt er, kann das Bett nicht mehr verlassen. Wilhelmine Jaegle, seine Braut, die er in Straßburg kennengelernt hat, reist nach Zürich. Büchner fiebert. Am 17. Februar verschlechtert sich sein Zustand rapide. Sein Arzt diagnostiziert Typhus. Zwei Tage später, nachmittags um halb Vier, stirbt Georg Büchner. „Hätte ich in der Unabhängigkeit leben können, die der Reichtum gibt, so konnte etwas rechtes aus mir werden“, schreibt Wilhelm Schulz 1851, „aber selbst seine nächste Umgebung konnte sein baldiges Ende nicht ahnen; denn Büchner, der Proletarier der geistigen Arbeit und das Opfer derselben, hatte sich lächelnd zu Tode gearbeitet.“

Mehrere hundert Menschen begleiten den Sarg Büchners zum sogenannten Krautfriedhof der Stadt Zürich. Seine letzte Ruhestätte ist dort nicht. Als der Friedhof aufgelassen werden soll, setzt sich die deutsche Burschenschaft („mit der Büchner nichts zu tun und die er verspottet hatte“ (Peter Haffner), für die Umbettung des Toten ein. Am 4. Juli 1875 wird die neue Grabstätte für Georg Büchner eingeweiht. Sie ist hoch über der Stadt auf dem Germaniahügel beim Rigiblick.

Ein Denkmal für Georg Büchner steht seit dem 16. Oktober 1974 auf der Tiefgarage des Staatstheaters in Darmstadt – nach 20 Jahren Auseinandersetzung, ob den der rebellische Kopf in der einstigen konservativen Residenz denn eines Denkmals würdig sei. Im März 1975 erhielt die Plastik „Grande Disco“ (Abgüsse von ihr gibt es auch in New York und Chicago) des italienischen Bildhauers Arnaldo Pomodoro einen Zusatz. Die Tafel informiert den Betrachter, dass die Skulptur vom Land Hessen, der Stadt und den Bürgern Darmstadts finanziert wur-

de. „Georg Büchner braucht kein Denkmal; die Stadt und die Bürgerschaft brauchen eines, um sich seiner, ihres Mitbürgers, eindrücklich und immer wieder zu erinnern“, so Heinz Winfried Sabais, in den 50er Jahren Kulturreferent der Stadt und Streiter für das Denkmal, in seiner Einweihungsansprache.

Der Georg-Büchner-Preis wurde erstmals 1923 an den Komponisten Arnold Mendelssohn und den Schriftsteller Adam Karillon verliehen. Letzte Preisträger vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten 1933 waren 1932 der Friedberger Schriftsteller Albert H. Rausch, der seine Bücher unter dem Pseudonym Henry Benrath veröffentlichte, und der Maler Adolf Bode. Erster Preisträger nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs war 1945 der Autor Hans Schiebelhuth. Ein Jahr später erhielt erneut ein Friedberger die Auszeichnung: Fritz Usinger. Einige weitere Preisträger: Heinrich Böll, Elias Canetti, Christa Wolf, Ernst Jandl.

Weidig strafversetzt

Von Ursula Wöll

Bis heute ist Obergleen im Vogelsberg mit seinen etwa 550 Einwohnern ein reizvoller Ort, weil die üblichen Gewerbegebiete am Ortsrand so gut wie fehlen. Wie eine Glucke schart die Kirche die Wohnhäuser um sich. In ihr hielt Pfarrer Dr. Friedrich Ludwig Weidig am 7. September 1834, also vor 180 Jahren, seine Antrittspredigt. Und sofort erregte er wieder Anstoß bei der Obrigkeit, denn er predigte von einem “Christus der Armen, der da Unrecht und Heuchelei der Mächtigen seiner Zeit bekämpfte”. Weidig war wegen seiner demokratischen Aktivitäten am 5. April 1834, also noch vor dem Druck des gemeinsam mit Georg Büchner verfassten “Hessischen Landboten”, vom Dienst als Rektor und Pfarrer in Butzbach suspendiert worden. Im Spätsommer 1834 wurde er in das abgelegene Vogelsbergdorf strafversetzt.

Am Freitag, dem 24. April 1835 schon, nach gut 7 Monaten, wurde er dort in seiner Wohnung verhaftet und frühmorgens in einer Chaise über Grünberg und Hungen ins Arresthaus von Friedberg verschleppt. Er hatte sein Engagement für demokratische Verhältnisse nicht lassen können und war von Obergleen aus in Verbindung mit seinen Gesinnungsfreunden aus Butzbach, Giessen und Marburg geblieben. Auch hatte er eine zweite Auflage des “Hessischen Landboten” initiiert, deren 400 Exemplare im November vom Drucker Rühle in Marburg ohne Wissen seines Chefs Elwert “in mehreren, mir sehr sauer gewordenen Winternächten” hergestellt waren.

Der Landwirt Johannes Oppertshäuser, 28 Jahre alt und wohnhaft in der Bilsengasse, wollte an jenem Freitag Brot backen und brachte um 6 Uhr Holz zum Backhaus. Dabei sah er, dass

vor dem Pfarrhaus Gendarmen mit Pferden standen. Als er dann den Brotteig zum Backen brachte und nach dem Einschließen der Brotlaibe wieder nach Hause ging, um das Vieh zu füttern, „sah ich gerade den Pfarrer Weidig in den Wagen einsteigen“. Auch Katharina, 34 Jahre alt und Ehefrau des Feldschützen Müller, beobachtete die Verhaftung. Sie war früh auf den Beinen, „um dem Juden Aaron Rothschild eine Meßschuld zu bezahlen“.



Die Kirche in Obergleen, in der Weidig gepredigt hat

Ganz schnell sehr beliebt

Trotz der kurzen Zeit seines Obergleener Wirkens war Weidig bei seinen ‘Schäfchen’ ungeheuer beliebt. Als die Bevölkerung die für sie völlig unverständliche Verhaftung realisierte, unterschrieben 84 Männer des Ortes eine “unterthänigste” Bittschrift an den Minister Du Thil. Das muss also – rechnet man Frauen

und Kinder hinzu – der gesamte Ort gewesen sein. Die Einwohner wollten ihren Pfarrer zurück und baten um seine Freilassung. Nicht nur, weil die Konfirmationen ins Haus standen, sondern weil sie “nie einen besseren Seelsorger bekommen könnten und nie einen besseren gehabt haben...Weidig, der mit Rat und Tat den Bedrängten zu jeder Zeit beistand, verstand überhaupt in jeder Beziehung den Sinn für Gutes zu wecken und zu verbreiten....Wir leben in der festen Überzeugung, daß ein Mann von so tadellosem Wandel kein Verbrechen begangen haben könne.”

Viele der unterzeichneten Bittsteller wurden belangt und zu Verhören zitiert, auch wenn andere für sie unterzeichnet hatten, weil sie selbst nicht (gut) schreiben konnten. Der Minister des Großherzogthums Hessen ließ den Bürgermeister Schaaf über den Umweg des Kreisrathes am 7. Mai wissen, “daß die Vorstellung (Bittschrift) als eine ungehörige Anmaßung betrachtet werde, worüber den Unterzeichneten ein ernstlicher Verweis zu ertheilen sei”. So weiß man denn nicht, wen man mehr bewundern soll: den Mut des Pfarrers Weidig und seiner tapferen, zur Zeit der Verhaftung schwangeren Frau Amalie oder den Mut und die Zivilcourage der Dörfler. An sie soll hier besonders erinnert werden, weil sie eine so beispielhafte Rolle spielten, die über dem Blick auf den “Helden” oft übersehen wird. Sicher wussten sie, dass sie sich in den absolutistischen Verhältnissen weit vorwagten.

Im Museum ist Weidigs Antrittspredigt zu hören

Über die oberhessischen Bauern wird kolportiert, dass sie gefundene Exemplare des “Hessischen Landboten” brav bei den Behörden ablieferten. Ein solcher Fall wurde aber nie aktenkundig. Diejenigen aus Obergleen jedenfalls duckten sich

nicht. Vielleicht war Weidig durch seinen aufrechten Gang bereits zu einem Vorbild für sie geworden? Oder befeuerten die hohen Steuern, mit denen der Darmstädter Hof und das Militär finanziert wurden, ihre Courage? Aus den gerichtlichen Verhörprotokollen, die in den Mitteilungen des Geschichts- und Museumsvereins Alsfeld, Reihe 14 vom 1. Juni 1990 abgedruckt sind, erfahren wir viel über diese mutigen Obergleener. Der Historiker Herbert Jäkel hat die Protokolle dort veröffentlicht. Aufmerksam auf diese wertvolle Quelle machte mich Helmut Meß, der Leiter des Kirtorfer Heimatvereins. Obergleen ist heute ein Ortsteil von Kirtorf, so dass man im Museum Kirtorf die von einem Sprecher rezitierte Antrittspredigt von Weidig hören kann.

Georg Ruppert, 40 Jahre alt, der neben der Landwirtschaft eine Gastwirtschaft betrieb, war einer von 8 Gemeinderathsmitgliedern und wohl die treibende Kraft des Aufbegehrens, aber nicht er allein. Er sagte aus, dass das Gemeinderathsmitglied "Johannes Decher am Morgen des 25. April Wasser an dem in der Nähe meines Hauses befindlichen Brunnens holte und sich mit mir besprach, ob wohl nicht eine Vorstellung um Freilassung des Pfarrers Weidig eingereicht werden solle". Bald erschienen einige Männer beim Bürgermeister Schaaf: "Es muß doch etwas gemacht werden, damit wir unseren Pfarrer wieder kriege!" Gastwirtschaften sind seit je Stätten der sozialen Verständigung: In Rupperts Wirtsstube kamen nun am späten Nachmittag an die 30 Ortsbürger zusammen. Nicht nur, um das übliche samstägliche Glas Branntwein zu trinken, sondern "es wurde daselbst über die Verhaftung von Pfarrer Weidig gesprochen". Man kam überein, eine Vorstellung (Bittschrift) an die Regierung des Großherzogthums Hessen zu schicken und dafür Formulierungshilfe beim Gießener Advokaten v. Buri zu suchen. Dietrich Böckner, 39 Jahre alt und Schumacher, machte

sich dafür mit Konrad Matthäus, 42 Jahre alt und Schreinermeister, auf den Weg nach Gießen. Weidig hatte dem Schuster einmal eine Bürgschaft für den Kauf von Leder geleistet. “Da ich ihm hierfür dankbar war, so habe ich auch, und weil er überhaupt ein guter Pfarrer war, gewünscht, dass er wieder nach Obergleen kommen möge.”

Petition erfolglos

Um 1 Uhr nachts von Sonntag auf Montag kamen beide mit der Bittschrift zurück, die sie morgens in die Gaststube von Ruppert trugen, wo mehrere sie schon “mit Schmerzen” erwarteten. Hier wurde der Text laut vorgelesen und im Lauf des Montag von den 84 Einwohnern von Obergleen unterzeichnet. “Es hat jedoch hierbei weder eine Überredung noch ein Zwang stattgefunden”, so Ruppert im Verhör. Doch die Petition hatte nicht den gewünschten Erfolg, sondern brachte den Unterzeichnern zahlreiche Vorladungen und damit Störungen der Feldarbeit. Die Obergleener sahen ihren geliebten Pfarrer nie wieder, er wurde von Friedberg ins Gefängnis von Darmstadt gebracht und musste den sadistischen, alkoholsüchtigen Untersuchungsrichter Georgi ertragen, bis er Februar 1937 in der Haft starb. Ob durch Selbstmord, wird bis heute infrage gestellt.

Verrat, Gefängnis, Folter, Tod

Von Bruno Rieb

Verrat, Gefängnis, Folter, Verzweiflung, Tod – so sahen die letzten beiden Lebensjahre des charismatischen Freiheitskämpfers Friedrich Ludwig Weidig aus. Seinem Landbote-Koautor Büchner war die Flucht nach Straßburg gelungen. „Ein Todesurteil, ein Schafott, was ist das? Man stirbt für seine Sache. Aber so im Gefängnis auf eine langsame Weise aufgerieben zu werden! ... Ich wäre in so einem Loch verrückt geworden“, schrieb Büchner aus dem Exil an seine Eltern.

Weidig war aus Obergleen ins Gefängnis in Friedberg verschleppt worden. Eine Ironie der Geschichte: Die ehemalige Handelsniederlassung des Klosters Arnsburg wurde zum Kerker des streitbaren Theologen. Das Gebäude in der Kleinen Klostersgasse 16 war um 1285 als Faktorei des Klosters Arnsburg errichtet worden. Nachdem das Kloster 1803 aufgelöst worden war, wurde die Faktorei Kaserne. Nach dem Frankfurter Wachensturm, einem Aufstandversuch im Juni 1833, wurden in der Kaserne eilig 16 Zellen eingerichtet.



Die ehemalige Faktorei des Klosters Arnsburg in Friedberg (Klostersgasse 16). Im Dachgeschoss waren einst die Gefängniszellen.

Verrat, Gefängnis, Folter, Tod

Vor Weidig war hier schon Theodor Trapp eingekerkert gewesen. Der Friedberger Apotheker, Spross einer angesehenen Familie, war ein Freund und Kampfgefährte Weidigs. Die in der einstigen Faktorei Eingekerkerten nannten sich ironisch „Klosterbrüder“. Noch bevor Weidig hier einsaß, gab es einen Plan, die Gefangenen zu befreien. Die Wachen waren bestochen worden. Doch der Befreiungsversuch wurde verraten.

In Butzbach war ein emsiger Spitzel am Werke: Johann Konrad Kuhl, ein Schulfreund Weidigs. Kuhl stammte aus einer vermögenden Familie, war aber durch Verschwendung und seine Trunksucht heruntergekommen. Er verdiente sich Geld damit, dass er alles an die Justiz verriet, was er über Weidig und seine Freunde erfahren konnte.

Einige Jahre nach dem Tod Weidigs strengte Kuhl übrigens eine Privatklage gegen Staatsminister du Thil an und verlangte eine Nachzahlung rückständiger Bezüge und eine Anstellung im Staatsdienst mit hohem Gehalt. Die sei ihm versprochen worden.

Verräter und Schurken

Kuhls Verrat lieferte Weidig einem noch bösartigeren Schurken aus: Untersuchungsrichter Konrad Georgi. Der war wie Kuhl der Trunksucht verfallen und völlig skrupellos. Er folterte seine Gefangenen. Bett und Stuhl wurde ihnen entzogen, sie bekamen nur noch Brot und Wasser, wurden in Dunkelzellen gesperrt. Es gab Ketten zum Krumschließen und eiserne Sprengen, um Hand- und Fußgelenke auseinander zu halten. Die Gefangenen wurden mit dem Ochsenziemer geschlagen, einer Schlagwaffe, die schwere Verletzungen verursachte.

Weidig war noch 1835 nach Darmstadt verlegt worden. Am 23. Februar 1837 wurde er um 7.30 Uhr blutüberströmt auf seiner Pritsche gefunden. In seinem Hals klaffte eine breite Schnittwunde. „Da mir der Feind jede Rechtfertigung versagt, so wähle ich einen schimpflichen Tod aus freien Stücken“, stand mit seinem Blut an die Wand geschrieben. Dass es Selbstmord war, wird jedoch bezweifelt. 150 Jahre später, 1975, untersuchten Heidelberger Rechtsmediziner den Fall. Sie kamen zu dem Schluss, dass zumindest unterlassene Hilfeleistung vorlag. Weidig hatte zweieinhalb Stunden in seinem Blut gelegen und mit dem Tode gerungen, ohne dass ihm geholfen worden war. Weidig wurde nur 46 Jahre alt.

In diesem Haus Kaiserstraße 40 in Friedberg befand sich einst die Mohrenapotheke der Familie Trapp. Apotheker Wilhelm Trapp, Freund und Kampfgefährte Weidigs, ließ im Gefängnis sein Leben.



Keine Pflege, kein Zuspruch

Theodor Trapp starb am 30. Januar 1838 im Arresthaus in Gießen. Er war 44 Jahre alt. Obwohl er schwer erkrankt war, wurde ihm nicht geholfen. „Keine Pflege, kein freundlicher Zuspruch wurden dem Kranken zuteil. Rastlos und voller Angst trieb er sich in seinem Gefängnis umher, aus dem ihn endlich der Tod befreite“, hieß es in dem 1845 erschienenen Buch „Geheime Inquisition, Censur und Kabinettsjustiz“.

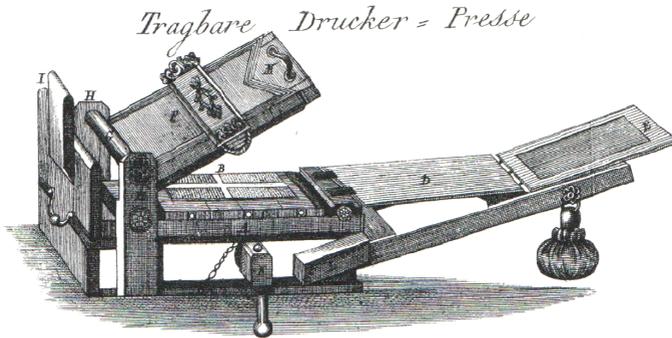
Weidigs und Trapps Peiniger, der Trunkenbold Georgi, wurde 1841 als Kandidat für den Landtag im Bezirk Groß-Karben – Vilbel aufgestellt, und er wurde gewählt.

Weidig und Trapp waren nicht umsonst gestorben. Ihr Tod enthüllte die Willkür und Grausamkeit der Reaktion. Vor allem „Der Fall Weidig“ erregte großes Aufsehen in ganz Deutschland.

Merkwürdiges am Landboten

Von Anton J. Seib

Klaus Kroner hatte sich ein Mammutprojekt vorgenommen. 15 Jahre hatte er maßgeblich in der Grafischen Werkstatt für Technik und Kunst in Offenbach mitgearbeitet. Dann stand der Trägerverein vor dem Aus. Es fehlte an Mitstreitern. Doch vor der Auflösung des Vereins sollte ein letztes großes Werk zu Ende gebracht werden. Kroner arbeitete an einem Faksimile-Druck der berühmten Flugschrift „Der Hessische Landboten“, die im Sommer 1834, so die gängige Meinung, von Carl Preller in der Offenbacher Druckerei Brede gedruckt und daraufhin in Oberhessen verteilt worden war. Klaus Kroner hat sein Ziel erreicht, der Nachdruck des Landboten ist bereits im Büchner-Jahr 2013 erschienen. Doch das ist nur das eine sichtbare Ergebnis der akribischen Forschungsarbeit von Klaus Kroner. Denn bei seiner Beschäftigung mit dem Thema fielen dem gelehrten Drucker eine Reihe merkwürdiger Phänomene auf. Mit fast kriminalistischer Akribie tauchte tief ein in die Materie und kommt zu dem Schluss: Der Hessische Landbote ist nicht in der Druckerei Brede hergestellt worden. Vermutlich nutzte Preller eine mobile Handpresse.



Am 5. Juli 1834, einem Samstag, bringen Georg Büchner und sein Freund und Mitstreiter Jakob Friedrich Schütz das von Weidig bearbeitete Manuskript von Butzbach nach Offenbach zum Drucker Carl Preller. Der Fußmarsch ist als Botanisierausflug getarnt, das Manuskript steckt in einer Botanisiertrommel. Die konspirative Tour dauert mehrere Tage. Nach einigen Zwischenstationen übernachteten sie laut Verhörprotokollen am folgenden Dienstag in Offenbach. Büchner reist anschließend zurück nach Gießen. Schütz weiter nach Mainz oder Frankfurt. So genau weiß man das nicht, wie so vieles aus dieser Zeit.

Fehlerhafter Landbote steckt in Gerichtsakte

Als Kroner mit der Arbeit am Faksimile-Druck begann, lag ihm eines der wenigen erhaltenen Originale des Hessischen Landboten vor. Es stammte aus dem Staatsarchiv Marburg, war 14,5 mal 23,5 Zentimeter groß. Das Exemplar aus handgeschöpftem Papier war in eine Gerichtsakte eingeklebt. Und dann kam die „totale Überraschung“, wie sich Kroner erinnert. Schon die erste Seite enthielt einige Fehler. „Der Slogan war falsch geschrieben. Dort stand: Friede den Hütten! Krieg den Pallästen!“, so

Kroner. Richtig hätte es Paläste heißen müssen. Im weiteren Text war bei der Ortsbezeichnung Darmstadt das t auf den Kopf gestellt. Die Addition der abgepressten Steuern ist falsch, und dann war auch noch die Paginierung durcheinander geraten. 1,3,4,2 lauteten die Seitenangaben, aber die Abfolge der Textseiten stimmt.

Diese Fehlerhäufung machte den gewieften Jünger der schwarzen Kunst stutzig. „So etwas passiert keinem Fachmann. Diese Fehler müssen einen anderen Hintergrund haben.“ Kroners Vermutung: „Da hat jemand versucht von sich abzulenken. Es sollte bewusst dilettantisch aussehen, um die Behörden in die Irre zu führen, wenn ihnen die Flugschrift in die Hände fallen sollte.“ Und das scheint auch gewirkt zu haben. „Es gibt in den Akten Vermerke, die darauf deuten, dass die Behörden tatsächlich von dilettantischen Druckern ausgingen.“

“Krieg den Palästen” mit Fragezeichen

Und noch etwas war auffällig. Hinter der zweiten Zeile „Krieg den Pallästen“ entdeckte Kroner einen doppelten Wortzwischenraum vor dem Ausrufezeichen, obwohl ein einfacher richtig gewesen wäre. „Diese freie Fläche hat mich von Anfang an interessiert“, erinnert sich Kroner. „Ich dachte mir: Da stimmt doch was nicht!“

Der Fall wurde immer mysteriöser. Im Zug der Digitalisierung des Landboten bekam er ein weiteres Original der Flugschrift in die Hand. Es stammt aus dem Bayerischen Haupt- und Staatsarchiv in München. Und wieder war der Slogan auffällig. Denn hinter „Krieg den Pallästen“ stand in diesem Exemplar ein Fragezeichen. Und da machte es Klick bei Klaus Kroner. Offensichtlich gibt es mehrere Druckversionen des Landboten. Eine mit Fragezeichen – diese Letter benötigt den Platz eines

doppelten Wortzwischenraums – und eine mit Ausrufezeichen, das im Bleisatz wesentlich schmaler geschnitten ist. Der so frei gewordene Raum wurde Leerzeichen gefüllt, was dem Auge des gelernten Druckers natürlich aufgefallen war.

„Die Entdeckung des Fragezeichens wirft Fragen auf“, so Kroner. „Hat Weidig mit dem Fragezeichen die radikale Wortgewalt von Georg Büchner liberalisieren wollen und ist dies Ausdruck ihrer schwierigen Zusammenarbeit? Hat der Drucker mit seiner Typografie die Gefahr des Hochverrats abschwächen wollen und wurden die Exemplare mit Fragezeichen nur im Bereich des Deutschen Bundes in Frankfurt und Umgebung verteilt?“ Kroner hat seine eigene Vermutung: „Ich gehe davon aus, dass Büchner den Drucker anwies, das zu ändern.“ Denn in der Literatur gebe es Hinweise auf Korrekturbögen.

Tatsächlich in Frankfurt gedruckt?

Bleibt die Frage zu beantworten, wer nun die berühmte Flugschrift gedruckt hat. „Das ist aus Sicherheitsgründen nie und nimmer im Betrieb von Preller gedruckt worden. Er war viel zu bekannt“, sagt der Bad Vilbeler Forscher. Also schaute er sich noch einmal die verwendete Schrift genau an und stellte fest, dass es sich um die gleichen Typen handelt, die in einer Ausgabe von 1835 von Büchners Drama „Dantons Tod“ verwendet wurden. Kroner: „In der Preller’schen Druckerei gab es diese Schrift nachweislich nicht.“ Wohl aber bei der Frankfurter Druckerei Sauerländer. Und auch die mäßige Druckqualität lässt den Schluss zu, dass der Landbote nicht auf Prellers hochwertiger Stanhope-Presse, die neu auf dem Markt war, gedruckt worden war. Kroner: „Ich gehe davon aus, dass der Landbote auf einer tragbaren Presse gedruckt wurde, möglicherweise in Frankfurt.“

Flucht vor der Armut

Von Corinna Willführ

1834 – das Jahr, in dem der Medizinstudent Georg Büchner aus Darmstadt den „Hessischen Landboten“ verfasst, der Butzbacher Rektor Friedrich Ludwig Weidig denselben überarbeitet. Das Jahr, in dem Mitstreiter der beiden die illegale sozialrevolutionäre Flugschrift mit ihrer Botschaft „Friede den Hütten, Krieg den Palästen“ zu den Bauern und Handwerkern in Oberhessen bringen. Ihre Verfasser werden steckbrieflich gesucht. Büchner geht ins Exil und stirbt drei Jahre später an Typhus in Zürich. Weidig wird verhaftet und begeht 1837 nach drei Jahren Haft im Darmstädter Arrest Selbstmord.

1834 – das Jahr, in dem in dem Dorf Hoch-Weisel (heute ein Stadtteil von Butzbach) 681 Männer, Frauen und Kinder leben. Unter ärmlichsten Verhältnissen. Denn das Ackerland lieferte vor allem in trockenen Jahren nur mäßige Ernten. Durch die Realteilung – die einzelnen Felder werden nach Kinderzahl vergeben – ist es zersplittert. Von der Ernte der kleinen Parzellen und der Viehzucht lassen sich die vielköpfigen Familien kaum ernähren, selbst wenn sie Eier oder Kartoffeln zum Verkauf nach Friedberg oder Frankfurt bringen. Zwar kann der ein oder andere als Tagelöhner oder Knecht, als Magd oder Dienstmädchen eine Anstellung finden, doch die Zukunftsaussichten sind schlecht. Von der beginnenden Industrialisierung sind die Hoch-Weiseler noch weit entfernt. So entscheiden nicht wenige von ihnen, ins Ausland zu gehen.

Fliegenwedel im Gepäck

Zunächst nach Belgien und Holland, die man mit dem Schiff über den Rhein recht gut erreichen kann. Aber auch nach England, Mitte der 1850er Jahre nach Russland und nicht zuletzt auf der „Pariser Straße“ nach Frankreich. In ihrem Gepäck: Im Winter aus Weidenholz handgefertigte und bemalte Fliegenwedel (Foto).



„Oalemännche“, ein Vierkantstab mit vier dünnen Querhölzern, in die bemalte Holzspäne drapiert werden. Oder „Fireplaces“, Holzsteller mit Rosenblüten aus Span, die an geflochtenen Zöpfen ebenfalls aus Span zur Dekoration über den Kamin gehängt werden. Oder Reiserbesen zum Fegen in Haus und Hof. „Die Landgänger aus den Orten um Butzbach wandern zwischen der Oes und dem Hausberg auf der Hinterwaldschneise über den Hintersten Kopf, Bodenrod und den Wellerweg, den „Westerwälderweg“ zum Rhein und von dort nach Frankreich.“ Doch das Los der Oberhessen als Straßenkehrer in Paris ist erbärmlich: „Das Geheimnis ihres Handwerks liegt denn auch weniger in der Kunst nicht zu verhungern, als in der Kunst, Geld zu verdienen“, berichtet Ludwig Bamberger knapp 50 Jahre später in seinem Werk „Die Paläste und Baudenkmäler in Paris“. In der französischen Hauptstadt kümmert sich der Deutsche Hilfsverein um die deutschen Landgänger. 1848 gründet der Pater Chable im Stadtteil La Vilette eine deutsche Schule für rund 300 Familien. Friedrich von Bodelschwing, nach dem die Bodelschwingschen Anstalten von Bethel benannt sind, baut im

gleichen Stadtteil zehn Jahre später ein Missionszentrum Deutsche auf.

Tödliche Überfahrt

Doch auch in der Heimat ist die Situation weiterhin schlecht. Neue Hoffnung verspricht die Möglichkeit, nach Nordamerika zu reisen. Mit dem Schiff dritter Klasse von Bremerhaven aus, unter Deck, unter katastrophalen hygienischen Zuständen, über viele Wochen. Eine einzige Strapaze, die immer mehr Menschen auf sich nehmen – in Hoch-Weisel sinkt die Bevölkerungszahl von 782 im Jahr 1850 durch Auswanderung auf 648 Menschen im Jahr 1900. Und die nicht wenige mit dem Leben bezahlen. Wie die Brüder Charles Alexander Beuth und Wilhelm Beuth, Söhne des Nagelschmieds Ernst Beuth aus dem Dorf Espa, nur wenige Kilometer von Hoch-Weisel entfernt. Die beiden sind am 19. Januar 1883 mit der „Cimbria“ auf dem Weg in die Neue Welt, als das Schiff im Nebel vor Borkum mit dem englischen Dampfer „Sultan“ zusammenstößt und mit mehreren hundert Menschen an Bord untergeht. Dass man heute noch von ihrem Schicksal weiß, ist der Pfarrfrau Lydia Schmittborn, einer Nachbarin der Beuths, zu verdanken. Sie schrieb die Strophen zum „Untergang der Cimbria“.

Erfolgreicher Fliegenwedel-Handel

1834 – „Im Intelligenzblatt für die Provinz Oberhessen im Allgemeinen, den Kreis Friedberg und die angrenzenden Bezirke im Besonderen“ erscheint am Sonnabend, 1. März, ein Artikel unter der Überschrift „Die Fliegenwedelhändler“. Von Menschen aus Espa im Herzogthum Nassau ist da die Rede, die nach England gezogen waren und dort erfolgreich ihre Fliegenwedel verkauft hatten und „mit einigen englischen Gold-

stücken“ zurück in die Heimat gekehrt waren. „Das Gold reizte zu größerer Teilnahme; es zogen bald mehr mit....Bald wurde Musik dort gemacht, bald getanzt nach deutscher Weise oder gesungen.... Später fand sich, dass die jungen, frischen Mädchen den reichen Engländern besonders wohl gefielen. Das merkten sich die Fliegenwedelhändler, und dungen sich Mädchen auf bestimmte Zeit, die mitgenommen, dort gemeinen Wollüstlingen Preis gegeben wurden und als Gefallene mit geringem Lohne wieder zurückkamen. Der größte Theil des Sündengeldes war in den Händen derer geblieben, die sie mitgenommen hatten.“

„Die sie mitgenommen hatten“, erhalten bald die Bezeichnung „Seelenverkäufer“ (es sind Männer ebenso wie sogenannte Mägdehalterinnen), haben sie doch die Mädchen, die zum Spiel von Drehleier oder Mundharmonika tanzen oder tanzen müs



Drehleier

sen, ihren Eltern regelrecht abgekauft – ein florierender Mädchenhandel beginnt. Und dieser soll noch größere Ausmaße mit der Auswanderung nach Nordamerika in den 1860ern annehmen. „Auf, ihr Brüder, lasst uns wandern fröhlich nach Ameri-

ka, unsere Schwestern sind schon drüben in Philadelphia“ heißt es in einem Landgänger-Lied. Und in Kalifornien, von den Landgängern auch „Calfrum“ oder „Kalifoni“ genannt. Es sind die Jahre des „Goldrauschs“. Die Saloons sind voller Männer. Da sind die jungen Frauen aus Oberhessen gern gesehen. Man nennt sie nach dem Instrument (Drehleier = Hurdy Gurdy), zu dem sie tanzen, Hurdy-Gurdy-Girls. Auch wenn die Namen zahlreicher Auswanderer bekannt sind, eine verbürgte authentische Lebensgeschichte eines Hurdy-Gurdy-Girls aus der Region gibt es nicht – nicht die einer Frau, die ihr Glück machte, noch einer, die durch die Verhältnisse in die Prostitution gezwungen war.

Indes aber die unter dem Titel „Hurdy Gurdy“ veröffentlichte Erzählung des Espaer Pfarrers Ottokar Schupp, der sich um den Verfall der Sitten sorgte, weil die aus Amerika zurückgekehrten „Weiber Kaffee-, Tee- und Schokoladentrinkerinnen“ seien. Wogegen die Espaer heftig protestierten. Allein: Bereits das 1836 von den nassauischen und hessischen Behörden unter Strafanordnung erlassene Verbot des Fliegenhandels und der „Ausreise“ von nicht verheirateten Frauen wurde weiter vielfach ignoriert – bis sich die Verhältnisse in den Dörfern rund um Butzbach änderten. Dies dauerte noch bis Ende des 19. Jahrhunderts, bis die Industrialisierung auch der Bevölkerung in und um Butzbach neue Beschäftigungsmöglichkeiten brachte. Aus Espa soll 1877 der letzte Landgänger nach Amerika aufgebrochen sein, in Hoch-Weisel der letzte nach Westeuropa um 1865.

„Ich bewundere den Mut und die Kraft dieser Menschen, aber auch ihre Kreativität, die sie aus ihrer Armut entwickelten“, schrieb Holde Stubenrauch im Vorwort zu dem Katalog „Hurdy-Gurdy-Girls – von Espa in die ganze Welt“. 1992 brachte die Galeristin sieben Künstlerinnen und Künstler zu

diesem Projekt zusammen, das mit ihrer persönlichen Geschichte, aber auch einem Stück der hessischen Geschichte des 19. Jahrhunderts zu tun hat.

Abspann:

1834 – hießen sie Landgänger, waren Männer, Frauen, Kinder, die aus Armut und Not ihre Heimat verließen, um in einem fremden Land ein Auskommen zu finden.

2014 – heißen sie Flüchtlinge.

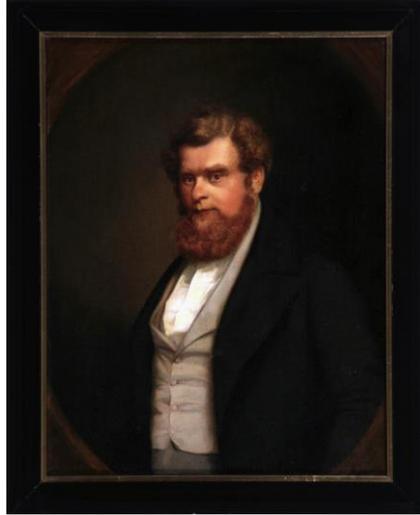
1834 – erschien der „Hessische Landbote“

2014 – gibt es den „Neuen Landboten“.

Robert Blum in der Wetterau

Von Ursula Wöll

Wir schreiben den 9. Juli 1848. Petterweil ist mit Birkenzweigen, Blumen und Fahnen festlich geschmückt, sogar vom Kirchturm weht es schwarz-rot-gold. Aber nicht nur Petterweil, sondern die umliegende Wetterau ist ganz aus dem Häuschen. Tausende von nah und fern sind gekommen und haben sich auf der Bauchwiese am Ortsrand versammelt. Sie erwarten einige Paulskirchenabgeordnete, die um 9 Uhr in vier Wagen



in dem 20 Kilometer entfernten Frankfurt aufgebrochen sind. Vor allem wollen die Menschen Robert Blum (Bild) sehen und hören, den Vertreter Leipzigs in der Paulskirche. Er gehört zum linken republikanischen Lager. Eher von kleinem Wuchs und korpulent, ist er berühmt für sein rhetorisches Talent und bezaubert damit seine Zuhörerinnen auf den Rängen der Paulskirche. Es ist aber weniger Sensationslust, sondern echtes politisches Interesse, was die Menge bewegt. In den Jahren vor 1848, genannt Vormärz, hatten auch Handwerker und Bauern auf dem Land erkannt, wie sehr ihre Rechte missachtet wurden und "ihr Schweiß das Salz auf dem Tische des Vornehmen" ist. So schön bringt es der 'Hessische Landbote' auf den Punkt. Nun setzt man alle Hoffnung auf die verfassungsgebende

Versammlung, die seit dem 18. Mai in der Paulskirche tagt. Kann man doch bereits freier atmen und reden, weil sich Justiz und Militär der absolutistischen Herrscher aus Angst zurückhalten.

Petterweils engagierter Pfarrer Flick

An der Petterweiler Gemarkungsgrenze werden die Gäste mit Freudenschüssen und Glockenläuten empfangen. Eingeladen waren sie vom Pfarrer Heinrich Christian Flick. Genauer gesagt, vom ehemaligen Pfarrer von Petterweil. Flick hatte das



Das Flick-Haus in Petterweil

übliche Schicksal eines engagierten Menschen in den Jahren der absolutistischen Willkür erlitten. Geboren 1790 als Pfarrersohn in Petterweil, hatte er in Gießen studiert und das Amt vom Vater übernommen. Seine Frau Christiana Friederike war bereits 1822 im Kindbett verstorben. Für sein demokratisches Engagement im Umkreis von Weidig wurde er wie dieser auch verhaftet und seines Amtes enthoben. Während Weidig 1837 in der Haft starb und viele andere emigrierten, blieb Flick nach seiner Haft und 'Begnadigung' von 1839 als Landwirt im Ort und kümmerte sich um bessere Anbaumethoden. Sein Wohnhaus steht noch heute inmitten von Petterweil, frisch herausgeputzt nun und als Kulturdenkmal mit einer Tafel versehen. Auch das Gasthaus 'Zur Rose' existiert noch, heute als Ristorante und schön rot angestrichen. In ihm tafelten damals

die hohen Gäste und heimischen Honoratioren, bevor sie von der Bürgerwehr mit Musik durch die Ehrenpforte zur Wiese begleitet und dort mit Freiheitsrufen empfangen wurden.

Kurzer Frühling der Demokratie

Flick sprach einführende Worte, und während der Reden hätte man zwischen den Beifallsstürmen das Fallen einer Nadel hören können. Man verabschiedete einige Petitionen und erst danach ging die Volksversammlung in ein fröhliches Volksfest über. Außer Blum ahnte wohl kaum jemand, dass der kurze Frühling der Demokratie schon bald vorbei sein würde. Der Bericht "Volksversammlung in der Wetterau" in der Deutschen Reichstags-Zeitung Nr. 45 vom 12. Juli 1848 beginnt mit einer Warnung vor dem Wiedererstarken der Reaktion, wie das schon 1832 nach dem Hambacher Fest der Fall war. Durch diesen Artikel in dem sechsmal die Woche erscheinenden Blatt sind wir über den Ablauf jenes 9. Juli in Petterweil so genau unterrichtet. Blum selbst hatte die Zeitung gegründet, um dem Geschehen in der Paulskirche und seiner republikanischen Position mehr Öffentlichkeit zu garantieren. Er ist wohl auch Autor des Artikels, in dem er eine Polemik gegen den konstitutionellen Parlamentspräsidenten Heinrich von Gagern versteckt. Schon im Hallgartener Kreis, der sich seit 1839 auf dem Weingut des Johann Adam von Itzstein traf, hatten sich die politischen Unterschiede zwischen den beiden herauskristallisiert. Dieser jährliche Kreis kann als Keimzelle des Paulskirchen-Parlamentes betrachtet werden. Man tafelte und diskutierte im Gartenhaus des Gutes inmitten der Hallgarter Weinberge, in Sichtweite des Metternich-Schlusses Johannisberg. Dieses Gartenhaus steht ebenfalls noch heute und ist ebenfalls als Kulturdenkmal ausgezeichnet.

Blums letzter großer öffentlicher Auftritt

Petterweil war Robert Blums letzter großer öffentlicher Auftritt, denn genau vier Monate später wurde er ein Opfer der alten Mächte. Immer unter Zeitdruck, hatte er im Oktober 1848 seine Frau Jenny und die drei Kinder kurz in Leipzig wiedergesehen und dort auch über die Paulskirche und deren hasenfüßige Debatten berichten müssen. Von Leipzig fuhr er direkt mit zwei weiteren Abgeordneten nach Wien. Den dort ausgebrochenen Volksaufstand begriff er als letzte Chance, die Rückkehr der alten Ordnung doch noch zu stoppen. Die Drei trafen am 17. Oktober in Wien ein, und Blum überbrachte nicht nur Grüße seiner linken Fraktionskollegen, sondern war mit auf den Barrikaden – und am 9. November 1848 tot. Er wurde am 4. November in seinem Wiener Hotel ‘Stadt London’ verhaftet, dann am 9. November morgens um 5 Uhr in seiner Zelle geweckt und nach Verlesung des Todesurteils und einem Abschiedsbrief an seine Frau um 6 Uhr standrechtlich erschossen von Soldaten des Generals Windischgrätz. Genau einen Tag vor seinem 41. Geburtstag und genau vier Monate nach seinem umjubelten Auftritt in Petterweil. Dort war man geschockt wie andernorts auch. Lieder auf den Märtyrer Robert Blum wurden schnell populär. Ein Jahr nach Blums Rede hing in der Petterweiler Dorflinde eine schwarze Fahne. Und zum Jahrestag seiner Ermordung, am 9. November 1849, weihte man ein Denkmal ein, genau an der Stelle, an der Blum auf einer Holztribüne geredet hatte. Natürlich erregte der Obelisk Anstoß bei den neuen, alten Behörden, die ihn 1851 entfernen wollten.

Gedenkstein erinnert an Blums Auftritt

Die folgenden Ereignisse sind nachlesbar in "Karbener Hefte 6" von 1979 (Petterweil ist heute Ortsteil von Karben). Man höre und staune: Der obrigkeitlich bedrohte Gedenkstein wurde gerettet! Er wurde von Einwohnern bei Nacht und Nebel vergraben, zusammen mit einer schwarz-rot-goldenen Fahne, den Farben der Paulskirche. Vermutlich lag er an Ort und Stelle unter der gemeindeeigenen Bauchwiese oder aber unter einem Acker des Heinrich Christian Flick. Am 9. Juli 1873, also 25 Jahre nach der "Wiesenrede", wurde dort, wo der Stein einst stand, eine riesige schwarze Fahne an einer Stange gehisst. Schließlich gruben die Kerbburschen des Turnvereins nach der Kerb von 1892 den Obelisken wieder aus. Er wurde dann im Jahr



1895 feierlich neu aufgestellt und erinnert bis heute in einer kleinen Anlage gegenüber dem Petterweiler Friedhof an den Freiheitskämpfer Robert Blum, der zum Märtyrer wurde. Auch 1898, 50 Jahre nach der Ermordung Blums, wehte erneut eine Trauerfahne über dem Denkmal. Und erst vor wenigen Jahren gestaltete die Stadt Karben um das Robert-Blum-Denkmal eine kleine Anlage und weihte sie feierlich ein.

Bundesweit dagegen vergaß man den Vorkämpfer einer demokratischen Republik weitgehend. Wahrscheinlich, weil sein Todestag am 9. November mit immer mehr wichtigen Daten unserer Geschichte zusammenfällt. Dieser regionalgeschichtliche Text soll dem Vergessen Robert Blums entgegenwirken.

In die Freiheit gesägt

Von Ursula Wöll

Versetzen Sie sich genau 180 Jahre zurück, also in den Dezember 1834. In Babenhausen im Großherzogtum Hessen ist die Vorbereitung eines Gefängnis-Ausbruchs in die entscheidende Phase getreten. Es ist ein Bravourstück, das seiner Verfilmung noch harret. Wilhelm Schulz (Bild), ein demokratischer Oppositioneller, war wegen seiner Meinung zu 5 Jahren Festungshaft verurteilt und saß seit etlichen Monaten im als Gefängnis dienenden



Babenhausener Schloss. Ein Jahr Untersuchungshaft in Darmstadt hatte er bereits hinter sich. Schon 1819/20 war er ein Jahr lang eingelocht gewesen. Das reichte, nun machte er sich “ein Loch in sein Loch”. In der Nacht vom 30. auf 31. Dezember 1834 sägte er die in vielen vorangegangenen Nächten geduldig angesägten Fenstergitter endgültig durch und seilte sich aus dem 3. (!) Stock ab, kletterte über die innere Mauer, lief über den zugefrorenen Wassergraben, kletterte über die Außenmauer und brachte sich mit einem achtstündigen Fußmarsch nach Frankreich in Sicherheit. Ein so ausgefuchstes Unternehmen bedarf logistischer Hilfe von außen.

“Die Ehen sind selten, in denen die Frau dem Manne die Freiheit nicht nimmt, sondern gibt”, schreibt Wilhelm später in

dem ihm eigenen humorvoll-ironischen Stil. Denn ohne Caroline Schulz, geborene Sartorius, wäre sein kühner Ausbruch nicht möglich gewesen. Und die beiden wären nicht über Straßburg in Zürich gelandet, dem Ziel vieler Emigranten im Vormärz. Dort wohnten sie in der Spiegelgasse, Wand an Wand mit Georg Büchner auf demselben Flur. Sie holten dessen Braut Minna aus Straßburg ans Krankenbett des jungen Dichters und standen ihm bis zu seinem frühen Tod im Jahr 1837 bei. Caroline Schulz beschrieb seine letzten Tage in ihrem Tagebuch und schickte Auszüge an die Familie Büchner nach Darmstadt, die dadurch erhalten blieben. Später wohnte das Paar in Zürich-Hottingen, gegenüber dem geflüchteten Ferdinand Freiligrath und dessen Frau, mit denen es sich befreundete.

Die unbekannte Caroline

Caroline muss eine bemerkenswerte Frau gewesen sein, mutig, belesen, intellektuell und fröhlich. Doch über sie ist kaum etwas archiviert. Es existiert offenbar nicht einmal ein Bildnis oder ein Schattenriss von ihr. Wilhelm Schulz schrieb zwar, dass sie sich beide von dem Maler Johann Baptist Kirner porträtieren ließen. Das dürfte um 1830 in München gewesen sein, aber wo sind diese Porträts? Caroline starb bereits 1847 mit nur 47 Jahren. So erlebte sie nicht mehr, dass Wilhelm Schulz 1848 als Abgeordneter in die Paulskirche einzog. Nach ihrem Tod war er so hilflos, dass ihm der junge Gottfried Keller ein halbes Jahr den Haushalt führte und er erneut heiratete. Nach seinem Tod 1860 vernichtete die zweite Ehefrau den Nachlass, vielleicht auch die Porträts?

Fest steht, dass Caroline als Tochter des Gymnasiallehrers Sartorius in Darmstadt aufwuchs. Sie kam öfter in den konspirativen Zirkel, der sich beim Bäcker Wilhelm Kahl traf, um über

Zensur und allgegenwärtige Spitzel zu klagen und über Reformen zu debattieren. Sogar mehrmals besuchte auch der uns wohlbekannte Oppositionelle Friedrich Ludwig Weidig aus Butzbach diesen Zirkel in Darmstadt, dem auch Wilhelm angehörte. Wilhelm und Caroline verliebten sich, doch erst nach neunjähriger Verlobung heirateten beide am 27. März 1828. Er war da gerade 31 Jahre alt. Nach dem Ausscheiden aus dem Militär mit 350 Gulden Ruhegehalt versehen, hatte er Jura in Gießen, der einzigen Universität des Großherzogtums, studiert und dann in Erlangen mit einer philosophischen Arbeit promoviert. Sie war bei der Hochzeit mit 28 Jahren bereits ein spätes Mädchen, nach heutigen Begriffen eine tatkräftige, gebildete und fröhliche Frau.

Flucht minutiös ins Werk gesetzt

Es wurde ein unruhiges Leben durch Berufsverbot und Ausweisung, und nun die Haft des publizistisch tätigen Mannes. Besuchen durfte Caroline ihn nicht, ihm aber schreiben. Ein reger Briefverkehr entstand, in dem beide zwischen die harmlosen, vom Zensor lesbaren Zeilen ihre Botschaften mit Tinte aus aufgelöstem Alaun schrieben, die erst nach Erwärmung sichtbar wurden. So wurde die Flucht minutiös ins Werk gesetzt. Caroline, die sich zwei Stübchen in Babenhausen gemietet hatte, wusste, was sie als nächstes einschmuggeln sollte und machte selbst Vorschläge. Bis hin zum Kaffeekochen und immer in fröhlich-forschem Ton. Doch die Nacht des Abseilens muss sie mehr Nerven als Wilhelm gekostet haben. Der erfuhr mittels Alauntinte, wo Caroline die Sachen versteckt hatte. Feile und Sägen erreichten ihn in einem Koffer mit doppeltem Boden und im Fuß einer Lampe, die Caroline abgeben durfte, weil der Gemahl so schlecht sah. "Wir geben unseren Gegnern die Lampe in die Hand und führen sie damit hinters Licht", so ihr

Kommentar. Sie gab auch Teppiche und Pelze ab, schließlich war es Winter. Diese dienten Wilhelm als Draperien, um das Geräusch seiner nächtlichen Sägearbeit zu dämpfen. Am Ende wurde ein ganzes Sofa bewilligt, dessen Unterseite mit 66 Ellen sehr starken Gurten zum Herablassen aus dem 3. Stock präpariert war.

Kurz nach Weihnachten drohte der Plan zu scheitern. Ein Aufseher wollte die Fenstergitter prüfen. In höchster Not bot ihm Wilhelm ein Glas von seinem Quittenlikör an, und der Mann vergaß seine Absicht. Wie schon oben verraten, gelang das gefährliche Unternehmen. Wegen der Kälte war die Wache in der Fluchtnacht in ihrer Stube geblieben. Wilhelm rutschte zwar immer schneller nach unten, doch holte er sich nur blutige Hände dabei. Der absichtlich verlorene Brief, der die Verfolger auf eine falsche Fährte nach Offenbach lockte, tat seine Wirkung. Und die Babenhausener verdienen ein Extralob: Sie gaben keines ihrer Pferde heraus, so dass sich die Fahndung verzögerte. Heute erinnern sie im von Ute und Georg Wittenberger geleiteten Museum an die historische Begebenheit. Über das Wiedersehen mit seiner Befreierin am 2. Januar 1835 im Elsass schreibt Wilhelm: "Das war einer jener seltenen Augenblicke, die ein ganzes Leben hindurch nachglänzen."

Nachgedichteter Briefwechsel

Seine sorgfältig vorbereitete Flucht aus der Babenhausener Festung am Jahresende 1834 beschrieb Wilhelm Schulz selbst im "Briefwechsel eines Staatsgefangenen mit seiner Befreierin", allerdings erst gut 11 Jahre später. Verlegt wurden die beiden Bändchen 1846 bei Bassermann in Mannheim, wo man etwas freier atmen konnte. Doch 1846 lagen dem Verfasser nur noch wenige der vielen Originalbriefe vor, die er mit

Caroline während seiner Babenhausener Haftmonate wechselte. Will heißen, dass Wilhelm Schulz Teile des wirklichen Briefwechsels “nachdichtete” und ihn überdies mit vielen Erläuterungen der historischen und privaten Situation anreicherte. So beschreibt er ausführlich seinen Werdegang oder lässt Caroline über das Babenhausener Dorfleben berichten. Schlimmer noch: Der Historiker Karl Esselborn vom Geschichts- und Heimatverein Babenhausen hat Wilhelms ausführlichen Text selbst etwas bearbeitet und 1934 (!) in der Reihe “Beiträge zur Geschichte Babenhausens in Vergangenheit und Gegenwart” herausgegeben. Titel nun: “Eines hessischen Demagogen Werdegang, Verurteilung und Flucht aus seiner Babenhäuser Festungshaft”. Unter diesem Titel ist es in der Gießener Uni-Bücherei ausleihbar. Die Quelle für den Originaltext von Schulz fand Peter Brunner im Internet unter http://reader.digitale-sammlungen.de/de/fs1/object/display/bsb10403920_00010.htm

1

Fürstliche Macht heute

Von Bruno Rieb

Im Hessischen Landboten schreiben Büchner und Weidig: „Was sind unsere Landtage? Nichts als langsame Fuhrwerke, die man einmal oder zweimal wohl der Raubgier der Fürsten und ihrer Minister in den Weg schieben, woraus man aber nimmermehr eine feste Burg für deutsche Freiheiten bauen kann.“ Die Macht der Fürsten ist in der Bundesrepublik nie beendet worden, zumindest nicht die wirtschaftliche. Das mussten in Büdingen die Evangelische Kirche und Heimatforscher erleben, in Gedern der Magistrat und das Stadtparlament.

Das Büdinger Fürstenhaus war lange auch ein ansehnliches Wirtschaftsunternehmen – bis 1990 Wolfgang-Ernst zu Ysenburg und Büdingen den Familienkonzern „Beteiligungsgesellschaft Fürst zu Ysenburg und Büdingen mbH“ übernahm. Der wirtschaftliche Niedergang begann. Die seit 1578 bestehende Brauerei musste verkauft werden, bald auch die 175 Jahre alte Steingut-Fabrik und der ausgedehnte Waldbesitz. Schließlich ging die Beteiligungsgesellschaft pleite.

Kirche im Strudel des Niedergangs der Fürstenfamilie

Die Evangelische Kirchengemeinde des Städtchens geriet in den Strudel des wirtschaftlichen Niedergangs der Fürstenfamilie. Der aus dem Mittelalter stammenden Stiftung „Präsenz zu Büdingen“ gehören die kirchlichen Gebäude des Ortes: die beiden Kirchen, die beiden Pfarrhäuser und der Friedhof. Die Stiftung soll die Gebäude unterhalten. An ihrer Spitze steht der Fürst. Ihrer Aufgabe kommt sie schon längst nicht mehr nach. Stattdessen steckt die Evangelische Kirche in Hessen und Nassau (EKHN) viel Geld in die Gotteshäuser.



Die Marienkirche in Büdingen gehört der Stiftung Präsenz...

Zwischen 2010 und 2011 kam es zu dubiosen Geschäften zwischen der klammen Beteiligungsgesellschaft der Fürstenhauses und der Stiftung. Die EKHN intervenierte, zog gegen die Stiftung vor Gericht. Nun lenkt die Kirche ein: Sie will nur noch die Marienkirche im Stadtzentrum nutzen, auf die übrigen Gebäude will sie verzichten. Die Büdinger Kirchengemeinde ist übrigens eine Patronatsgemeinde des Fürsten. Der kann sogar sein Veto einlegen, wenn ihm ein Pfarrer nicht passt, den die Gemeinde berufen möchte.

Über das Einlenken der Kirche sind die Heimatforscher aus dem Wetteraukreis und dem Main-Kinzig-Kreis verärgert. Die liegen ebenfalls mit der Fürstenfamilie im Streit. Es geht um

die umfangreichen Archive der Fürstenfamilie. Die sind für die Erforschung der Heimatgeschichte unverzichtbar. Sie sind die Hauptquelle für die Orte des Ysenburger Landes.

Es seien keinesfalls private Archive der Fürstenfamilie sondern Regierungsakten, sie hätten staatlichen Charakter, meint Christian Vogel, Vorsitzender der Vereinigung für Heimatforschung. Das Hessische Wissenschaftsministerium sieht das zumindest für jenen Teil der Archive anders, die im Bandhaus lagern, einem recht heruntergekommen Gebäude. Die seien Privatbesitz der Fürstenfamilie, befand das Ministerium. Der Fürst zeigte sich gnädig. Er wolle die Nutzung des Archivs im Bandhaus für die Forschung im Rahmen seiner Möglichkeiten gestatten, sicherte er dem Wissenschaftsministerium zu.



... und auch die Remigiuskirche mitsamt Friedhof.

„95 Jahre nach der Abschaffung der Monarchie wird sie noch weiter ausgeübt“, kommentierte Vogel jüngst in einer Ver-

sammlung der Heimatforscher die Büdinger Verhältnisse. Er hat inzwischen ein Buch darüber geschrieben: „Die Kirchenstiftung ‘Präsenz’ in Büdingen – Zustände absoluter Monarchie im Hessen des 21. Jahrhunderts“.

Steit um den Gederner See

In Gedern plagt sich die Kommune mit einem anderen Adligen: Philipp-Konstantin Fürst zu Stollberg-Wernigerode. Gederns touristischer Trumpf ist ein malerischer Badesee. Der gehört aber dem Fürsten. Seine Vorfahren hatten ihn im 18. Jahrhundert als Angelgewässer anlegen lassen. 1959 schloss die Stadt mit dem Fürstenhaus einen Pachtvertrag für den See ab. Der lief 2008 aus. Es kam zu keiner Einigung mehr. Der Fürst verdonnerte die Stadt dazu, die Badeanlagen und den Bootsverleih abzubauen und ließ Schilder mit der Aufschrift „Baden verboten“ aufstellen. Der Streit machte als „Gederner Seekrieg“ Schlagzeilen. Die Sache ging vor Gericht. In erster Instanz entschied das Verwaltungsgericht in Gießen, dass es sich eigentlich um einen Fischteich handele. 2011 schloss die Stadt Gedern mit dem Fürsten einen neuen Pachtvertrag für den See über 25 Jahre ab.

Keine ererbten Rechte oder Titel gefordert

„Keiner erbt vor dem anderen mit der Geburt ein Recht oder einen Titel, keiner erwirbt mit dem Eigentum ein Recht vor dem anderen“, fassen Büchner und Weidig im Hessischen Landboten die Forderung der französischen Revolution von 1789 zusammen. An Aktualität hat sie bis heute nichts verloren.

Die Autorinnen und Autoren



Ursula Wöll, machte nach Handelsschule und Büroarbeit Abitur auf dem 2. Bildungsweg (Abendgymnasium und Hessenkolleg). Danach Studienabschluss als Diplom-Soziologin, dann Zweites Staatsexamen und Arbeit als Lehrerin. Heute im "Ruhestand".



Corinna Willführ, Jahrgang 1957, kam nach Ausbildung zur Krankenpflegerin und Studium zur Diplom-Pädagogin zum Journalismus. Sie war 15 Jahre Redakteurin der Frankfurter Rundschau, zuletzt Leiterin der Stadtreaktion Frankfurt. Seit 2008 ist sie freiberufliche Journalistin.



Anton J. Seib, Jahrgang 1953, hat bei der Augsburger Allgemeinen Zeitung volantiert, dann Literatur-, Sprach- und Politikwissenschaft in Gießen studiert. Von 1986 bis 2000 war er Redakteur der Butzbacher Zeitung, bis 2012 Redakteur der Frankfurter Rundschau in Friedberg und Bad Homburg.



Klaus Nissen, Jahrgang 1955, ist freier Autor. Er war Volontär und Redakteur bei der Gießener Allgemeinen, studierte Geschichte und Sinologie in Frankfurt, schrieb für die Frankfurter Neue Presse und dpa. Bis 2013 war er Redakteur der Frankfurter Rundschau, zuletzt Büroleiter in Bad Homburg.



Bruno Rieb, Jahrgang 1953, ist freier Journalist. Nach dem Volontariat bei einer Zeitung in Nordrhein-Westfalen war er in Berlin für die letzte Mittagszeitung im Einsatz, die "Der Abend" hieß. Von 1981 bis Ende 2012 war er Redakteur der Frankfurter Rundschau in der Wetterau.